

Genußmitteln, welche theilweise schon jetzt in Angriff genommen wurde, nicht ebensolche, geradezu staunenswerte Resultate mittheilen zu müssen, wie er es bei Schilderung der Qualität der Klagenfurter Verkaufsmilch zu thun genöthigt war.

Zur Erinnerung an Marco Polos Reiseverk.

Entstanden von 1298 auf 1299.

Vortrag, gehalten im naturhistorischen Museum am 24. November und
1. December 1899 von Professor Johann Braumüller.

(Schluß.)

Nach dieser packenden Schilderung der Gobi folgen Beschreibungen der Landschaften Tanguth mit der Hauptstadt Sachion (jetzt Sa-tschéu-Sandstadt) und Kamul, jetzt Hami, mit der gleichnamigen Hauptstadt. In Tanguth haben die Christen drei große, hübsche Kirchen, die Götzendiener viele Klöster und Abteien, nach der Art des Landes geschmückt mit einer Menge von Gözenbildern, die aus Holz, Lehm oder Stein meisterhaft gefertigt und gewöhnlich vergoldet sind. Meist stellt eine große Statue, die manchmal 10 Schritte lang ist, den Lehrer vor, der zurückgebeugt oder liegend dargestellt ist, während kleinere als Schüler hinter ihm stehen. Von diesen Gözenbildern gibt es aber auch winzig kleine Nachbildungen. Man erkennt aus dieser Beschreibung unschwer die Buddha-Statuen wieder, die uns aus den Abbildungen aus Hinterindien und Japan geläufig sind. Das Klosterleben ist streng; der Kalender der Götzendiener enthält Festtage, an denen kein Blut vergossen werden darf. Auch das entspricht dem Buddhismus. Die Mönche der Götzendiener müssen ehelos bleiben, dafür ist den Weltlichen die Vielweiberei gestattet; die Wohlhabendsten nehmen bis 30 Frauen, von denen die älteste einen Vorrang über die anderen hat. Alle leben unter sich einträchtig, denn unverträgliche können aus dem Hause gewiesen werden. Ehen unter Blutsverwandten sind gestattet, man kann sogar seine Schwiegermutter heiraten. Auf den Bergen von Tanguth wächst in großer Menge Rhabarber, der einen wichtigen Handelsartikel der Provinz bildet und von den Mongolen auch als Heilmittel gegen Wechselfieber und Lagerfennehe gebraucht wird.

Die zu dieser Provinz gehörige Landschaft Öm-öi-talas, die im Norden an die Wüste grenzt, jetzt Tschin-si-sju, hat Stahl, Zink-

und Antimongruben. Dort lernte Marco Polo auch den Asbest kennen. Er sagt von demselben: „Er wird aus der Erde gegraben, an der Sonne getrocknet, in ehernen Mörtern gestoßen, gewaschen, bis sich die erdigen Theile abgelöst haben, dann zu Fäden versponnen und zu Tuch verwoben. Weiß wird er, wenn er im Feuer eine Stunde lang gereinigt wurde.“ Der Reisende kannte ein Sudarium, das von einem tartarischen Prinzen nach Rom gespendet wurde. In Tanguth blieb M. Polo mit seinem Vater und Oheim auf seiner Hinreise ein Jahr, um seine angegriffene Gesundheit zu stärken. Nordwärts der Stadt Ezina (chinesisch Yetsina), die treffliche Laneten-Falken hat, gelangt man wieder in die Wüste, in der man 14 Tagereisen lang keine Wohnungen und keine Bewohner findet, mit Ausnahme der wenigen, die den Sommer auf den angrenzenden Bergen und in einigen Thälern dajelbst zubringen. „In diesen Gegenden, die von wilden Eseln und anderen wilden Thieren besucht sind, findet man Wasser und Fichtenwälder.“ Eine zutreffende Beschreibung der südlichen Ausläufer des Altai-Systems!

Nun folgt eine kurze Beschreibung der berühmten Mongolen-Hauptstadt: „Hat man diese Wüste durchzogen, so kommt man am nördlichen Rande in eine Stadt Karakoran. Sie ist mit einem starken Erdwalle umgeben, da hier nicht viel Steine zu finden sind. Außer dem Walle, in geringer Entfernung, steht eine Burg von beträchtlichem Umfange, in der ein hübscher Palaß sich befindet, den der Gouverneur des Platzes innehat.“ Diese Stadt scheint er also auch nicht besucht zu haben, sondern sie nur aus Mittheilung anderer zu kennen. Dafür ist er die Hauptquelle der auch in unseren Jugendschriften enthaltenen Erzählung von den Begräbnisgebräuchen bei verstorbenen Tartarenchänen. „Die Grabstätte der Chane,“ sagt er, „befindet sich in einem gewissen hohen Berge, der Altai heißt. Dahin werden die Leichen oft viele Tagereisen weit gebracht. Alle Personen, die dem Karawanenzuge begegnen, gleichviel weissen Ranges, Standes, Alters oder Geschlechtes, erwürgen die den Zug begleitenden Krieger und sagen dabei: „Gehet in die andere Welt und dienet dort eurem verstorbenen Herrn.“ Also eine Art Todtenopfer! Ueber die Lebensweise der Tartaren oder Mongolen macht er einige Mittheilungen, die man bei ihm nicht suchen würde. „Sie ziehen im Winter in die Ebenen wärmerer Gegenden, um Weideplätze zu finden, vor der Hitze des Sommers flüchten sie in die Kühle der Berge, wo es Gras und

Wasser, aber keine Pferdesfliegen und andere stechende Insecten gibt. Während zwei bis drei Monate steigen sie immer höher, da nirgends so viel Gras ist, um die ungeheure Menge der Herden länger zu ernähren. Ihre Zelte sind mit Filz überdeckte Pfähle, die rund in ein Bündel zusammenlegbar sind. Sie werden mitgeführt auf einer Art Wagen mit vier Rädern. Der Zeltingang ist stets südlich. Die Fuhrwerke, die auch mit Filz überdeckt sind, sind zweiräderig, von Ochsen oder Kameelen gezogen und bilden den Aufenthalt von Weib und Kind. Die Weiber besorgen die Handelsgeschäfte, die Männer die Jagd, Falkenbeize und das Waffenhandwerk. Die besten Falken und Hunde trifft man bei ihnen. Ihre Nahrung besteht aus Fleisch, Milch, Wild und der Faraonismaus (Murmeltier). Fleisch wird von Pferden, Kameelen und Hunden gewonnen.

Die Stutenmilch bereiten sie derart zu, daß sie die Eigenschaft und den Wohlgeschmack des weißen Weines bekommt, dann heißt sie „Kemurs“. Das ist unser Kumis, oder Milchwein, der vor mehreren Jahren in den Zeitungen als ein spezifisches Heilmittel gegen Lungen- suchts empfohlen wurde, aber nicht viel Beifall fand.

Auch bei ihnen herrscht Vielweiberei. Der Sohn kann sogar die Frauen seines Vaters übernehmen, nur nicht seine Mutter und nicht seine Schwestern, die von seiner Mutter geboren wurden, wohl aber kann er seine Schwägerinnen heiraten. Die Frauen sind tugendhaft, bescheiden und verträglich. Die Mongolen verehren Gottheiten des Himmels und der Erde mit Weihrauch und Gebet. Der Hauptgott heißt Natigay, er hat Frau und Kinder. Sein Bildnis, mit Filz oder Tuch bekleidet, steht in jedem Hause. Bei jeder Mahlzeit schmirt man ihm ein fettes Stück Fleisch um den Mund. Die Kleidung der vornehmen Mongolen besteht aus Seide, mit Zobel-, Hermelin- und anderen Pelzen, auch mit Gold verziert. Die gebräuchlichen Waffen sind Pfeil und Bogen, eiserne Streitkolben, Speere und Rüstungen aus den dicken Häuten von Büffeln und anderen Thieren, die am Feuer getrocknet und dadurch hart wurden.

Die Armee ist durchwegs zehnthellig gegliedert: 10 Mann stehen unter einem Unterofficier, 100 Mann unter einem Officier, 1000 Mann unter einem Oberst, 10.000 Mann unter einem General. Ihre Kampfweise ist der Pfeilangriff, die verstellte Flucht und die überraschende Schwenkung, wobei ihnen die Gewandtheit ihrer Pferde behilflich ist. Die Soldaten sind tapfer, grausam und ebenso genüßsam wie ihre

Pferde. Sie machen Mitte bis zu 10 Tagen ohne gekochte Speise, und wenn sie der Durst sehr plagt, so öffnen sie den Pferden eine Ader und trinken das Blut. Auch eine Art condensirter Milch kannten sie schon damals. Unser Autor erzählt nämlich: „Die Milch kochen sie und heben den fetten, rahmigen Theil, wenn er aufsteigt, ab und thun ihn in ein besonderes Gefäß, dann lassen sie ihn in der Sonne trocknen. Von diesem Teige nehmen sie etwa 10 Pfund mit, jeden Morgen thun sie $\frac{1}{2}$ Pfund in Wasser und lassen es während des Reitens auflösen.“ Die bei ihrem Gerichtsweisen gebräuchlichen Strafen waren für geringe Leute Stockschläge und die Todesstrafe durch Entzweihauen, bei vornehmen Personen gab es auch ein Sühgeld. Zum Schlusse erwähnt er noch die eigenthümliche Sitte der Ehen zwischen verstorbenen Kindern. Befremdete Eltern, denen Kinder verschiedenen Geschlechtes starben, begiengen am Grabe solcher Kinder Verlobungsfeierlichkeiten, die offenbar die Verstorbenen bewegen sollten, im Jenseits Ehen nach den Wünschen ihrer Eltern zu schließen, da Ehelosigkeit keine Ehre und eine Ehe ohne Zustimmung der Eltern nicht zulässig war.

Im allgemeinen gilt dieses Sittenbild von den Mongolen noch heute und es hat jetzt, wo Rußland durch seine sibirische Eisenbahn in sein Machtbereich zieht, auch sein besonderes Interesse. Die Mongolen sind das streitbarste Volk des chinesischen Reiches. Nördlich von dem Lande der Tartaren erkundigte der Autor eine Ebene Bargon, die 60 Tagereisen ausgedehnt und von den Merkiten bewohnt sei. Sie leben von Thieren, von denen die größten wie die Hirsche aussehen und von den Bewohnern zum Reiten gebraucht werden (das sind offenbar Renthiere!) und von Vögeln, die ihre zahlreichen Seen und Sümpfe bewohnen. Im Norden grenzt die Ebene an den Ocean, der nach 40 Tagereisen erreicht wird. Das Land hat weder Korn, noch Wein, im Sommer lebt alles von der Jagd, im Winter fliehen alle Thiere wegen der unjählich großen Kälte das Land. Der Großchan schickt dahin nach Wanderfalken und auf einer Insel, die an der Küste liegt, gibt es Geierfalken in Menge.

Da haben wir es unzweifelhaft mit der ersten zutreffenden, wenn auch spärlichen Beschreibung vom östlichen Sibirien zu thun, denn dieses und kein anderes Land kann obiges Bargon sein.

Im Königreiche Erginul, das zu Tanguth gehörte, fand M. Polo die Heimat des tanguthischen Büffels, von dem er einige Exemplare als Merkwürdigkeit sogar nach Venedig mitbrachte, wo sie

großes Aufsehen erregten und des besten Mosehus. Das Mosehusthier beschreibt er so: „Es ist nicht größer als eine Ziege, der es auch im Felle gleicht, während die Füße und der Schwanz an die Antilope erinnern, doch hat es keine Hörner, dafür 4 Hautzähne, von denen die beiden unteren 3 Finger lang und glänzend wie Elfenbein sind. Zur Zeit des Vollmondes bildet sich um den Nabel eine Blase geronnenen Blutes. Bei Mondlicht wird das Thier gefangen, die Haut abgezogen und sammt dem riechenden Inhalte an der Sonne getrocknet. Das Fleisch soll schmackhaft sein.“ Der Autor brachte Kopf und Füße dieses Thieres als Andenken mit nach Venedig. Dann erwähnt er noch eine Gattung Fajane, „zweimal so groß als unsere und wenig kleiner als ein Pfau. Die Schwanzfedern sind 8 bis 10 Palmen lang.“ Dies paßt auf den Phasianus Argus (Argusfajane). Hier sah er die ersten Chinesen. „Sie neigen zum Dickwerden, haben kleine Nasen, schwarze Haare, kaum etwas Bart, eigentlich nur wenig zerstreute Haare am Kinn. Die Weiber der Bornehmen sind frei von überflüssigem Haarwuchs, ihre Haut ist weiß, ihre Gestalt wohl gebildet. Sie sind in ihren Sitten sehr frei. Die Männer können so viel Frauen nehmen, als ihnen beliebt, beim Ehechluß ist nur die Schönheit entscheidend.“ So charakterisiert er beim ersten Anblick dieses Volk, mit dem er so lange Jahre zu thun hatte und das wir zuerst durch ihn genauer kennen gelernt haben.

Jedem Herausgeber oder Erklärer der Reisegeschichte Marco Polos fällt es auf, daß er weder an dieser noch an einer anderen Stelle von der großen chinesischen Mauer spricht, da ihm doch sonst keine Merkwürdigkeit entgeht. Der Uebersetzer sucht dies daraus zu erklären, daß die Mauer ja gegen die Mongolen erbaut wurde und zur Zeit Marco Polos, wo China diesem Volke gehorchen mußte, im Verfall und an vielen Stellen eingerissen war. Diese Erklärung genügt selbstverständlich nicht, denn ein so gewaltiges Werk mußte ja unserem Reisenden auch als Ruine noch genug Bewunderung einflößen. Ob hier nicht die Mittheilung eines neueren Reisenden den besten Aufschluß gibt, nach welcher der Ausdruck „Chinesische Mauer“ nur eine schlechte Bezeichnung für ein System von allerlei Befestigungen und Zollsperrn an der Nordgrenze ist, das in verschiedenen Jahrhunderten nach dem jeweiligen Bedürfnisse errichtet wurde?

Mit keiner Stelle seines Werkes hat der treuherzige Venetianer eine größere Verwirrung angerichtet, als mit seiner Geographie und

Geschichte des Fürstenthums Tenduk, das jetzige Thian-te am Hoangho. „Dieses Land“, sagt er, „wird vorzüglich von Christen bewohnt und von Fürsten aus dem Geschlechte des ‚Priesters Johannes‘ regiert, der jetzige heißt Georg.“ An diese Stelle schließt sich die ganze Serie der Märcen des Mittelalters von dem Priesterkönig Johannes an, die sich im Zeitalter der großen Entdeckungen endlich zu dem festen Glauben an eine christliche Großmacht im Rücken der Mohamedaner verdichtete, und zur Ausfertigung eigener Empfehlungsschreiben an diesen geheimnisvollen Erzpriester oder Priesterkönig führte, wie ich gelegentlich in meinem Vortrage über Vasco da Gama erzählt habe. Das Wunderliche dabei ist, daß Marco Polo sich über die wahre Persönlichkeit ganz klar ist und mit dem Ausdrucke: „Priester Johannes“, den er in seiner Heimat hörte, der Auffassung seiner abendländischen Zeitgenossen entgegenkommen wollte. Denn nach seiner Mittheilung heißt dieses Fürstengeschlecht: „Ungchan“ richtiger „Wang Khan“ und ein Prinz aus dieser Familie wurde im 13. Jahrhundert von dem Minoriten Joan de Monte Corvino getauft und erhielt den Namen seines Taufpriesters; daher dann der Name „Priesterkönig Johannes“. Marco Polo erzählt auch den Kampf dieses Wang Khan mit den Mongolen und dessen Unterwerfung unter die Botmäßigkeit des Dschingis Chans und dieser Kampf drehte sich durchaus nicht um religiöse Motive, sondern um ganz profane Grenzstreitigkeiten und politische Intriguen. Auch zwei Ländernamen der phantastischen Geographie des Mittelalters finden an dieser Stelle eine ungemein nüchterne Aufklärung. Die Kartographen des 14. und 15. Jahrhunderts lassen nämlich an das christliche Reich des „Priester Johannes“ die Fürstenthümer „Gog und Magog“ grenzen und da dies zugleich Teufelsnamen waren, so stand die bizarre Phantasie der Ketzer- und Hexenverbrenner nicht an, daraus das Vorwerk der Hölle oder das Reich des Antichrist zu machen. Diese gefürchteten Länder führen aber bei Marco Polo die schlichten tartarischen Namen: Ung und Mongul oder fügt er hinzu, „wie man im Abendlande sagt: „Gog und Magog,“ und sollen nichts weiter sein, als zwei Landstriche der Mongolei oder Mandschurei. Es ist eben unglaublich und verträge eine ganze Literatur, wie die einfachen biedereren Erzählungen des weitgereisten Venetianers von seinen beschränkten aber geschwägigen romanischen Zeitgenossen mißdeutet und verdreht wurden. Der leibhaftige Demokritos unter den Abderiten!

In Tenduk „findet man den Stein, aus dem die Azurfarbe verfertigt wird“. In der Stadt Ciaaganor, welchen Namen er mit Stagno bianco = Weißer Teich übersetzt und das dem jetzigen Tsahan-Noor = Weißer See entspricht, fand Marco Polo einen Palast des Groß-Chan mit einem reichen Jagdrevier. Zur Pflege des Wildes waren eigene Wärter bestellt. Wie bei anderen Gelegenheiten, so zeigt er auch hier großes Interesse für das edle Wildwerk, das er auch bei seinen Lesern voraussetzen konnte und so ermangelt er nicht, das hier besonders gehegte Wild aufzuzählen; nämlich fünf Arten von Kranichen: 1. Schwarze. 2. Weiße, deren Flügel voll Augen waren, wie bei Pfauen und von glänzender Goldfarbe, deren Kopf roth und schwarz und deren Hals schwarz und weiß gefärbt war. 3. Eine Gattung, welche den italienischen gleich. 4. Eine kleine Art roth und azurgestreift. 5. Eine graurothe Art mit schwarzem Kopfe. Auch in der Stadt Schandu stand ein Palast des Groß-Chan mit einem Marstalle weißer Zuchstuten, deren Milch jährlich den Göttern geopfert wurde. Hier erwähnt er wunderthätige Sterndeuter und schmutzige rohe Bettelmönche, die sogar das Fleisch der Hingerichteten verzehrten und Baksji oder Batschi genannt wurden.

Die bisher aufgezählten Länder sollen zugleich seine durchreiste Strecke andeuten, die er in $3\frac{1}{2}$ Jahren zurückgelegt hat. Den Endpunkt dieser Strecke bildet Kambalu, die Hauptstadt des Mongolenreiches, die Residenz Kubilai Chans, das heutige Peking. Die Schilderung dieser Stadt bildet einen Glanzpunkt seines Reiseverkes; er konnte aber auch in seiner Zeit etwas Aehnliches in Europa nicht finden. Kambalu und die chinesischen Städte: Quinsay und Zaitum können nur mit den Großstädten unjeres Jahrhunderts verglichen werden. Damals war Europa hinter der mongolisch-chinesischen Cultur ebensoweit zurück, als heute China hinter der europäischen.

In Kambalu macht er den Anfang mit dem Palaste des Groß-Chans. Auf diese klassische Beschreibung wird oft verwiesen, aber selten citirt sie jemand, daher möge sie hier folgen:

Den ganzen Complex von Gebäuden umschließt nach außen ein Viereck, dessen Seiten je acht chinesische Meilen lang sind und das einen Wall mit tiefem Graben bildet; in jeder Ecke ist ein Thor. Durch diese Thore kommt man in einen Raum für die Palastgarde, den nach innen ein zweites Viereck mit je sechs Meilen Seite abschließt. Dieses zweite Viereck hat im Norden und im Süden je drei Thore,

ein großes in der Mitte für den Groß-Chan und zwei kleinere zu beiden Seiten für die übrigen Personen. Es umschließt acht Zeughäuser. Dann gelangt man in ein drittes Viereck von vier Meilen Seitenlänge, das acht Gebäude für die Garderobe umschließt. Zwischen diesen Gebäuden sind Alleen, Wiesen und sogar ein Thiergarten, in dem Hirche, Moschusthiere, Rehböcke und Damhirsche gehalten werden. Alle Wege sind gepflastert. Diese Anlagen umgeben aber wieder den innersten Raum, und in diesem befinden sich erst die Paläste des Groß-Chans und seines Thronfolges einander gegenüber. Der Palast des Groß-Chans ist ohne Stockwerke, nur mit einem hohen Dache versehen, auf einer zehn Spannen hohen Plattform erbaut, die mit Säulengeländern begrenzt ist. Er enthält eine große Halle für Gastmähler, viele Zimmer mit Krystallfenstern für die Schätze, die Frauen und die Allerhöchste Cabinetskanzlei. Die Wände der Hallen und Zimmer sind mit vergoldetem Schnitzwerk, das Drachen, Krieger, Vögel und vierfüßige Thiere darstellt, geziert. Auch das vorspringende Dach ist innen und unten mit Gold und Malerei geschmückt. Einen ähnlichen Palast hat der Thronerbe. Zwischen beiden Palästen ist ein künstlicher Hügel von einer Meile Umfang aufgeschüttet, der mit den seltensten Bäumen des Reiches bepflanzt ist; denn solche pflegt der Groß-Chan zu sammeln. Ein Pavillon krönt den Scheitel. Neben diesem Hügel ist ein künstlicher Teich gegraben, der von einem durchfließenden Bache gespeist, die seltensten Fische enthält und mit Gittern von Kupfer oder Eisen zum Ablassen des Wassers versehen ist.

Nach dieser Schilderung stimmt die Anlage der Residenz mit denen anderer morgenländischer Herrscher überein; sie ist die Trugburg eines Eroberers im Festungsstile. Die Schnitzwerke der Wände sind jedem Kenner der chinesischen Kunst geläufig. Beides bezeugt die Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit des Autors; nur seine Zeitgenossen vermochten eine solche Fülle von Thatfachen nicht zu fassen und nicht zu verstehen.

Die Stadt Kambalu besteht aus einer inneren Stadt und aus Vorstädten und außerdem aus einer Neustadt Taidu, welche von dem Mongolenherrscher für Städter von verdächtiger Gesinnung erbaut wurde, damit man sie daselbst unter besonderer Polizeiaufsicht halten konnte. Die innere Stadt ist im Viereck gebaut, hat gerade Straßen und schöne Häuser. Die Stadtmauern sind weiß gefärbt, jede Seite ist sechs chinesische (?) Meilen lang, 12 Thore mit je 1000 Mann Be-

jagung führen in das Innere der Stadt. Strenge Polizeivorschriften halten die Ordnung, namentlich in der Nacht, aufrecht. Niemand darf sich nach Thorjchluß ohne zwingenden Grund und ohne Licht auf den Gassen blicken lassen. Patrouillen von 30 bis 40 Mann durchziehen die ganze Nacht hindurch Stadt und Vorstädte und greifen jeden Nachtschwärmer auf, der gewöhnlich eine Bastonnade erhält. Vor jedem Thore breitet sich eine Vorstadt aus; jede ist von den Kaufleuten einer der Nationen bewohnt, die in der Hauptstadt Handel treiben. Auch an europäischen Handwerkern fehlt es nicht, solche wurden theils von den Mongolen als Kriegsgefangene dahingeschleppt, theils begaben sie sich freiwillig dahin, da sie sich alle großer Begünstigung erfreuten. Für die Größe des Verkehrs zeugt die Thatsache, daß täglich 1000 Frachtwagen und Packpferde aus- und einziehen.

Das größte Staunen des Reisenden erregte das Papiergeld, das damals in allen Provinzen des Reiches Zwangscours hatte. Es wurde aus dem Bast verfertigt, der zwischen der äußeren Borke und inneren Rinde des Seiden-Maulbeerbaumes*) sich befindet und war schwarz. Man gebrauchte Noten von 1 Pfennig, 2, 5, 10 Groschen und 1, 2, 3 bis 10 Byzantiner, sie waren länglich viereckig und mit einer Zinnoberstampiglie versehen. Beschädigte Noten konnten in der Münze gegen 3% Abgabe für neue eingetauscht werden. Bei einer so weitgehenden Zettelwirtschaft konnte Kublai Chan allerdings leicht seine aufwandsvolle Regierung bestreiten, darin aber lag auch der Keim zu ihrem baldigen finanziellen Verfall. Es war ein häßlicher Fleck auf seiner sonst so verdienstvollen Herrschaft. Für die Geschicklichkeit seiner Administration zeugten gut angelegte Reichsstraßen mit Bäumen an den Seiten, welche die Richtung auch bei Schneestürmen leicht erkennen ließen; ein sorgfältig gehaltenes Postwesen mit gleichmäßig von einander entfernten Poststationen, wo jederzeit Pferde und Fußboten bereit sein mußten, allerdings nur für amtliche Botschaften. Für dringende Depeschen konnten Pferde von jedermann requiriert werden. Für Zeiten der Theuerung waren große Staatsmagazine angelegt, die in guten Jahren Vorräthe anhäufen und in schlechten billig an Dürftige abgeben mußten.

In Kambalu lernte Marco Polo endlich die Steinkohlenheizung kennen. Voll Bewunderung erzählt er seinen ungläubigen Zeitgenossen, daß man aus den Bergen der Umgebung „einen schwarzen Stein

*) Eigentlich des Papier-Maulbeerbaumes (*Brussonetia papiifera*).

grabe, der wie Kohlen brenne und, abends ins Feuer geworfen, ein Schlafzimmer im strengsten Winter angenehm wärme, da seine Glut die ganze Nacht anhalte“. Dies ist zugleich der erste Hinweis auf die großartigen Steinkohlenlager des nördlichen China, die uns in der Gegenwart Richtigkeiten so genau kennen lernte.

An derselben Stelle erwähnt Marco Polo auch das chinesische Getränk, das heute „Samschu“ genannt wird und von dem er ganz zutreffend sagt: „In ganz Katakia (nördl. China) wird ein Wein aus Reis, Gewürzen und Spezereien gebraut, der sehr blumig und klar ist.“ Dafür erzählt er in seinem ganzen Reiseverke nichts von dem chinesischen Thee, der nach arabischen Gewährsmännern in China doch schon seit dem Ende des 6. Jahrhunderts eingeführt und um 850 n. Chr. allgemein im Gebrauch gewesen ist. Vielleicht ist ihm diese Mittheilung entfallen, vielleicht auch ist der Text in den Abschriften verstümmelt worden. Von seinen übrigen Angaben ist noch hervorzuheben, das es in der mongolischen Zeiteintheilung auch einen Cyclus von 12 Jahren gab, die nach Thieren benannt wurden, das man an eine Seelenwanderung nach dem Tode glaubte und das die Erziehung vor allem Ehrfurcht vor den Eltern und vor den Obrigkeiten verlangte. Die letztere gieng soweit, das man sogar dem Palaste des Chans gewisse Zeichen der Ehrerbietung zollen mußte. So durfte man in dessen Nähe nicht laut sprechen und für das Ausspucken standen eigene Spuckdosen bereit. Wer bei Hof erscheinen wollte, mußte sich eigens vorgeschriebener weißlackierter Stiefel bedienen.

Die Disposition zu seiner Schilderung des eigentlichen Chinas bilden Reisen nach verschiedenen Richtungen, von welchen nicht angegeben ist, ob und wann er sie selbst gemacht oder ob er sie nur nach Erkundigungen zusammengestellt hat. Man muß dies aus dem Inhalte der Beschreibungen errathen. Eine solche Reise geht durch das chinesische Alpenland nach Tibet, nach Yunnan und Hinterindien und durch das mittlere China wieder nach Peking zurück. Eine zweite Reise folgt dem Kaisercanale bis nach Quinjai, der damaligen Hauptstadt Chinas und eine dritte verfolgt die Küste bis Canton und dabei wird Zaitum besonders gewürdigt.

Er beginnt die erste Reise über P u l i s a n g a n, das heißt perijisch Brücke des Sankan, eines Zuflusses des Peiho, zehn Meilen von Kambalu. Diese Brücke ist ein Typus chinesischer Brücken, deren der Reisende mehrere erwähnen muß und noch jetzt eine Merkwürdigkeit

bei Peking. Sie ist aus Stein gebaut, 300 Schritte lang und acht Schritte breit, so daß zehn Mann nebeneinander darüber reiten können, getragen von 24 Bogen und 25 Pfeilern aus Serpentin. Die Brustwehr besteht aus Marmorplatten und ist mit Säulen und Bildwerken geschmückt. Sie hat eine breite Zufahrt auf beiden Seiten und auf der Höhe zwei große hohe auf Marmorsockeln errichtete Säulen mit einem Löwen. Sie sind $1\frac{1}{2}$ Schritt von einander entfernt und bezeichnen Anstieg und Abstieg.

Nun folgt die Aufzählung und Charakteristik von ungefähr 40 Landschaften und Städten, die mit den heutigen theils gar nicht, theils schwer zu identifizieren sind und es sei daher gestattet, diese Charakteristiken hier zusammenfassend zu geben.

Von der Provinz Siogiu (Tschoschiu in Petschili) rühmt er den Reichthum an Weinbau, welcher die Trauben nach Kataia schickt, wo kein Wein wächst, an Maulbeerbäumen und die hohe Bildung der Bewohner. Dann kommt er an den Fluß Kara-Moran (mongol. Name für den Hoangho), das heißt Schwarzer Fluß. Dasselbst findet er gewaltige Rohrwaldungen. Das Rohr ist 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß dick und zu allerlei Dingen verwendbar. Er meint damit das Bambusrohr. In Duenzanfu ist ein Jagdpark und ein Palast des Königs Mangalu, mit Malereien von Gold und Azur und mit Marmorplatten geziert. In den Wäldern der gebirgigen Provinz Kunkin haufen Tiger, Bären, Luchse, Damhirsche, Antilopen und Hirsche. In der darauf folgenden fruchtbaren Ebene wird die Chinawurzel gefunden, deren Knollen früher zu Heilzwecken verwendet wurden. Dann kommen wieder hohe Berge bis nach Hankiang. Ueber diese Strecke vom Hoangho bis Hankiang führte schon damals eine Kunststraße, die zu den Wundern des alten Straßenbaues gehörte und in ihrer Anlage unseren modernen Gebirgsstraßen würdig zur Seite steht. Sie zieht an steilen Berglehnen, von denen sie abgeprengt werden mußte, dahin, jetzt auf Brücken mit fünf gewölbten Bogen über reißende Bergströme, ist mit Schutzdächern gegen Stein- und Schneelawinen und mit Brustwehren an steilen Hängen versehen und bildet noch heute eine Sehenswürdigkeit für jeden Reisenden dieser Gegenden. Die Hauptstadt Sindifu der gleichnamigen Provinz hat einen Umfang von 20 (offenbar chinesischen) Meilen und liegt an dem Zusammenflusse mehrerer Ströme, von denen einige eine halbe Meile, andere nur etwa 200 Schritte breit und sehr tief sind. Schöne Brücken mit Dächern und Marmorsäulen, die Geländer

mit Malereien von rother Farbe geziert, führen darüber. Sie tragen, wie die Rialto-Brücke in Venedig, Kaufhallen und auch ein Zollhaus. Unterhalb der Stadt vereinigen sich die Flüsse mit dem „Kian“, welcher damals die Grenze zwischen Katalia, dem nördlichen China, und Manji, dem südlichen China, bildete und dessen Lauf bis zum Decan 100 Tagereisen beträgt. Marco Polo nennt ihn den größten Strom der Welt; für seine Zeit mit Recht, denn die Länge des Fankjekiang — und nur dieser ist gemeint — beträgt 5200 Kilometer und wird nur vom Amazonenstrom mit 5700 Kilometer und vom Nil in der heute bekannten Länge von 6000 Kilometer übertroffen. Er bestimmt seine Breite auf 6 bis 8, ja 10, jedenfalls wieder chinesische Meilen. Viele schiffbare Flüsse ergießen sich in denselben. 16 Provinzen mit mehr als 200 Städten benützten ihn damals zur Schifffahrt, besonders für Salz. In Singui, nahe der Mündung, sah Marco Polo nicht weniger als 5000 Fahrzeuge und doch waren sie anderswo noch beträchtlicher. Alle hatten ein Deck, einen Mast, ein Segel und die Taue waren statt von Hanf aus Bambusrohrfaser gedreht; ihre Fracht betrug 4000 bis 12.000 venetianische Centner.

Die Provinz Tebeth (Tibet), die heutzutage so schwer zugänglich ist, durchreiste Marco Polo unangefochten von den Bewohnern, fand sie aber von den Mongolen so verwüstet, daß wilde Thiere in der Nacht bis an das Lager der Reisenden heranschlichen und nur durch Feuer von Bambusprossen fern gehalten werden konnten, weil Bambus im Feuer kracht, wie Pistolenchüsse. Er gibt an, daß das Land zahlreiche Flüsse, Seen und Berge habe, nennt aber keine Namen. Das Land führte Tücher aus Kameelhaaren, Arzneien und Spezereien aus und hauptsächlich Korallen ein, welche sowohl als Schmuck wie auch als Geld verwendet wurden. Sehr geschätzt waren die tibetianischen Hunde, „so groß wie Esel“. Im Flußlande wurde Gold gefunden. Gold fand er überhaupt im ganzen Süden des Reiches. In der Provinz „Kaindu“ gab es Gold in Stangen, in der Provinz Karazan (Karatschang) Gold in Flüssen und Bergen, ein Saggio Gold gleich sechs Saggio Silber, in Unzian (Jungtschang) wurde Gold nach Gewicht gewechselt, eine Unze Gold gleich fünf Unzen Silber.

Die Einfuhr von Silber war sehr gewinnreich, da es dort keine Silbergruben gibt. Dafür bedeckten sich die Eingebornen sogar die Zähne mit Goldblechen, die der Form der Zähne angepaßt waren.

Südlicher von *Jardanda* m, etwa $2\frac{1}{2}$ Tage abwärts, kommt man in eine weite Ebene, wo dreimal wöchentlich Markt gehalten wurde und wo eigene Wechsel das Gold gegen Silber umtauschten mit einer Wertrelation von 1 : 5. In der Stadt *Mien-Nwa* im jetzigen Birma stand ein Grabmal eines Königs, bestehend aus zwei Pyramiden, von denen die eine ganz mit Goldplatten, die andere ebenso mit Silberplatten bedeckt war. Die erstere hatte an der Spitze eine Kugel mit goldenen, die andere eine solche mit silbernen Glöckchen. In der Landschaft *Amu* (?) trugen beide Geschlechter Gold- und Silberringe an Armen und Beinen. Auch die Landschaft *Tholoman* (?) hatte Gold.

Wenn diese Notizen im 14. und 15. Jahrhundert gelesen wurden, so kann man sich vorstellen, wie lüstern das an Edelmetallen verarmte Europa nach diesen Ländern werden mußte, wo man das Gold den Leuten von den Dächern, Gliedmaßen oder aus dem Munde nehmen konnte, und man begreift auch die Aufregung des Columbus bei der Wahrnehmung, daß die Bewohner von Haiti und Cuba Goldbleche in den Ohren trugen. Da mußte er ja glauben, er habe Japan oder China erreicht, über deren Lage er sich so folgenreich täuschte.

Für den heutigen Ethnographen sind aber andere Angaben von Wert. So diente in allen diesen Landschaften entweder die Kauri-Muschel oder das Salz als Kleingeld. Die Kauri- oder Porzellan-Muscheln wurden überall von der Meeresküste her eingeführt und z. B. in *Jünnan* in Schnüren zu je 80 am Halse getragen. Der Wert einer solchen Schnur war zwei venetianische Groschen (etwa 12 kr.). Das Salz wurde in den dortigen salzhaltigen Seen gewonnen, indem man es zu Kuchen von einer gewissen Größe formte und diese auf heißen Ziegeln trocknete. Ein solcher Kuchen galt zwei Denare (vielleicht 4 kr.). Dieselben Verkehrsmittel fanden die Entdeckungsreisenden im fernen Afrika, an der Guineaküste und im Sudan, wo sie sich theilweise bis heute erhalten haben. Woher kommt nun dieser Parallelismus? Ist er vielleicht eine Bestätigung der Hypothese eines vom atlantischen bis zum großen Ocean reichenden, nunmehr verfunkenen Südcontinentes? Ebenso ergibt sich die Frage nach einem ehemaligen Zusammenhange dieser Länder mit den Inseln der Südsee bei der von Marco Polo verzeichneten Sitte des Tätowierens im südlichen China. In *Jungtchang* tätowierten sich die Männer mittelst eines Kammes, der aus fünf Nadeln zusammengesetzt war,

indem sie die Stiche mit einer schwarzen Farbe einriebem und in Zaitum, nördlich von Canton gab es Tätowierungskünstler, die ihre Musterblätter führten, wie die Maoris auf Neu-Seeland.

Charakteristisch für seine Zeit ist es, daß er das Einpökeln des Fleisches in Nüman seinen Landsleuten als etwas ganz Unbekanntes beschreiben kann: „Die Leute schneiden Fleisch in kleine Stücke und legen es mit Beimischung verschiedener Gewürze in Salzbrühe, wodurch es lange Zeit genießbar bleibt.“

In Rai nd u sah er zum erstenmale Gewürznelken blühen: „Der Baum ist wie der Lorbeerstrauch und hat weiße Blüten.“ In Ra-
raza n kommen nach seiner Angabe große Schlangen vor, die er so beschreibt: „Sie sind zehn Schritte lang und haben zehn Spannen Umfang. Der Leib ruht auf zwei kurzen Beinen, die neben dem Kopfe angebracht sind und Klauen haben, wie die Tigerkaten. Die Augen sind so groß, wie ein Vierkreuzerbrod und feuersprühend. Der Rachen ist so weit, daß er einen Mann verschlingen kann und mit großen scharfen Zähnen besetzt. Es gibt mehrere Gattungen solcher Schlangen, deren Länge zwischen acht, sechs und fünf Schritt wechselt. Man fängt sie mit Spizen, die man an solchen Stellen, wo sie zu trinken pflegen, in den Boden gräbt, damit sie sich daran verfangen. Die Haut wird ihnen abgezogen, die Galle gilt als Arznei gegen den Biß toller Hunde. Ein Quantum von dem Gewichte eines Denars wird in Wein aufgelöst und getrunken. Auch zur Beschleunigung der Geburt wird sie eingenommen. Blattern, Beulen und andere Hautauschläge werden damit bestrichen und lösen sich dann vom Körper. Das Fleisch gilt als Delicatsse.“ Diese Beschreibung ist für den Zoologen ein Räthsel. Der Anfang ließe auf das Krokodil und die Kaimane schließen, das Ende paßt besser auf die Boa constrictor. Nun ist aber nicht anzunehmen, daß Marco Polo das Krokodil nicht gekannt haben soll, denn dieses war wenigstens den Kreuzfahrern nicht fremd und von der Boa constrictor solche Unrichtigkeiten zu schreiben, liegt nicht in seinem Charakter. So bleiben nur zwei Annahmen. Entweder hat er das Thier nicht selbst gesehen und nach verworrenen Mittheilungen seiner Gewährsmänner diese Beschreibung aufgeschrieben, oder das Manuscript ist hier verstümmelt und setzt willkürlich den Anfang einer Krokodilbeschreibung und das Ende einer Schlangenschilderung zusammen. Denn die Galle der Boa constrictor gilt thatsächlich in diesen Gegenden noch als Volksheilmittel und das Fleisch als Leckerbissen.

In Karagan lernte er das Verstümmeln der Pferdeschweife nach Art der Engländer kennen, hebt die Gepflogenheit der langen Steigbügel nach französischer Sitte im Gegensatz zu den Tartaren hervor, die kurze Steigbügel gebrauchen, um beim Bogenschießen aufstehen zu können. Die sonstigen Sitten der Einwohner erinnern wieder an die Neger Afrikas. Sie kämpften mit vergifteten Pfeilen und führten stets Gift mit sich, um sich im Falle eines Verbrechens durch Verschlucken desselben der Wirkung der Folter zu entziehen. Aber die mongolischen Beamten kannten diese Gewohnheit und nöthigten die Verbrecher durch Verabfolgung von Hundekoth, das Gift wieder von sich zu geben. „Früher pflegten die Einwohner schöne und tapfere vornehme Fremde nächtlich zu ermorden, weil sie glaubten, daß der Geist derselben ihnen dadurch dienstbar werde. Der Groß-Chan hat dies durch strenge Strafen abgestellt.“

Bei der Provinz Bangala (Bengalen), die er nicht selbst betreten hat, hebt er den Reichthum an Baumwolle, den Handel mit Spikenarde, Galgant, Ingwer und Zucker und die Brahmanenschulen, sowie deren Ansehen bei den Vornehmsten hervor.

Ueber den Kichang, einen Nebenfluß des Jantseliang, kehrt Marco Polo nach der Hauptstadt seines kaiserlichen Herrn zurück. „In Cintigui bereitet man Zeug aus der Rinde gewisser Bäume, das gut aussieht und die gewöhnliche Sommerkleidung beider Geschlechter abgibt.“ (?) „An diesem Flusse sind die Tiger so zahlreich, daß man nicht außer den Städten schlafen kann. Die Fahrzeuge ankern in der Mitte des Stromes, sonst schwimmen die Tiger bis auf Deck. Zu ihrer Jagd benützt man die größten und wildesten Hunde, die es gibt. Mit einem Paar wird man eines Tigers Herr. Man hezt denselben durch sie gegen einen Baum und beschießt ihn von diesem aus mit Pfeilen, bis er getödtet ist.“

Da diese Reihenfolge der Landschaften eine Rundreise über Tibet und Hinterindien und durch das mittlere China zurück nach Peking gibt und da Marco Polo in diesem Theile seines Buches auch den Krieg mit Birma erzählt und in demselben sogar eine genaue Darstellung der Hauptschlacht, die von der mongolischen Reiterei dadurch gewonnen wurde, daß sie die indische Streitmacht mit ihren 80 Kriegselefanten durch verstellte Flucht nach einem Gehölze lockte, von wo aus dann die Elefanten so mit Geschossen überschüttet wurden, daß sie schon in das eigene Heer rannten und dajelbst eine Verwirrung

und Niederlage anrichteten: so vermüthen manche Commentatoren, daß er diese Reise als Soldat mitgemacht habe. Er selbst sagt dies aber nirgends und erwähnt auch nichts von seiner Betheiligung an der Schlacht, daher ist es wahrscheinlicher, daß er bei seinem Berichte über Birma nur die kriegerische Geschicklichkeit seiner Mongolen und die Merkwürdigkeiten einer Elefantenschlacht zeigen wollte.

Eine andere Reise führt durch die obstreiche Halbinsel Schantung, wo jetzt die deutsche Colonie Kiaotschau liegt, längs des Kaisercanales durch das eigentliche Vaterland der echten chinesischen Seide bis nach Quinsay, der damaligen Hauptstadt Chinas. Es war ein stark bevölkertes, theils ebenes, theils bergiges Land, reich an Wild, Geflügel und an allen Früchten, besonders aber an Seide, in die sich Hoch und Niedrig kleidete. Zunächst verweilt er an der Mündung des majestätischen Kara-Moran (Hoangjo), der damals vielleicht die größte Hafenstätte der Erde hatte. Große Schiffe mit voller Ladung zogen auf seinen mächtigen Fluten dahin, in denen sich auch große Fische in Mengen fanden. „An einer Stelle, eine Meile vom Meere aufwärts, ist ein Hafen für 15.000 Schiffe, von denen jedes 15 Pferde und 20 Mann führte. Es war die Kriegsflotte des Reiches.“ Der Kaisercanal, chinesisch: Yuh = Kaiserstrom, richtiger: Junho = Transportstrom, oder Tschah = Tribut-Transportstrom genannt, ist nach Marco Polo die Verbindungslinie von Katakia, ein weiter, tiefer Canal durch Flüsse und Seen, „den Se. Majestät hat graben lassen, damit die Schiffe von einem großen Flusse zum andern und so zu Wasser von der Provinz Manje bis nach Cambalu gehen können, ohne nöthig zu haben, auch nur einen Theil der Fahrt zur See zu machen. Das Werk ist ebenso bewundernswürdig als schön, wie es in so weiter Ausdehnung durch das Land geführt worden, als auch durch die Vortheile und Wohlthaten, die es den Städten gewährt, an denen es vorbeizieht. An seinen Ufern sind ziemlich feste und langhin laufende Terrassen oder Chausséen hingeführt, wodurch auch das Reisen zu Land sehr bequem gemacht ist. In der Mitte des Flusses, der Stadt Kaingui gegenüber, liegt eine Insel, ganz aus Felsen, darauf ein großer Tempel und ein Kloster gebaut, worin 200 Mönche wohnen und Gögendienst verrichten und dies ist das Oberste von vielen Tempeln und Klöstern.“ (Buddhisten.)

Diese Beschreibung eines Wunderwerkes morgenländischer Baukunst entspricht im allgemeinen noch heute den Thatfachen, nur hat

der geschmeidige Flügeladjutant Sr. Majestät des Groß-Chans versichwigen, daß der Canal auch zum Schutze der mongolischen Handelsmarine gegen die Seeräuber gebaut wurde und daß die zahlreiche Kriegsflotte des Groß-Chans gegen dieselben vergeblich ankämpfte. Diese Seeräuber scheinen hauptsächlich Japaner gewesen zu sein. Marco Polo erzählt von einem Feldzuge gegen Japan, der aber mißlang. Von den Städten am Canal zeichnete sich durch ihre Größe und hohe Bildung Singui (Sutschenfu) aus. Sie hatte 20 (chinesische?) Meilen Umfang, erzeugte viel Rohseide für sich und den Handel, die Bevölkerung war zahlreich, tüchtig im Handel, aber feig im Kriegsdienste. Doch hatte sie in ihrer Mitte sehr geschickte Aerzte, sehr weise Männer, Philosophen, Magier, Zauberer. Auf den Bergen in der Nähe wuchs so viel Rhabarber, daß 40 Pfund frische Wurzel um einen venetianischen Groschen zu haben waren. Der durch die Stadt fließende Canal war schon damals mit mächtigen Brücken überwölbt. „Im Westen der Stadt liegt der prachtvolle Taihu-See mit pittoresken Hügeln, zu welchen unzählige Lustfahrten auf Rähnen unternommen werden. Es ist das Paradies von Kataia.“

Nun beginnt die classische Schilderung: „Von der adeligen und prachtvollen Stadt Quinjay.“ Dies die Ueberschrift des Capitels, wobei adelig etwa „freie Reichsstadt“ bedeutet. Der Verfasser leitet es mit den Worten ein: „Quinjay, d. i. Himmelsstadt, ist von Polo oft besucht worden und er hat sich dabei alles genau aufgeschrieben.“ Damit will er sich offenbar gegen die Verdächtigung sichern, als wolle er nur fabulieren, so unglaublich und fremdartig erschien dieses Städtebild, das entschieden an die modernen Großstädte erinnert. Jetzt heißt die Stadt: Hangtjheu und liegt am nördlichen Ufer des Flusses Tsiengtang, der 15 Meilen östlicher sich ins Meer ergießt. Südwestlich von der Stadt liegt der romantische Sihu, d. i. West-See, der einen Umfang von 10 deutschen Meilen hat. Doch lassen wir dem entzückten Autor das Wort:

„Quinjay hat 100 Meilen (d. h. 100 chinesische Li) Umfang. (Der jetzige Umfang beträgt 60 Li.) Die Straßen und Canäle sind sehr weit und breit, die Marktplätze ungeheuer groß. Auf der einen Seite hat sie einen See mit frischem, klarem Wasser, auf der anderen einen großen Strom, dessen Wasser durch viele Canäle in die Stadt rinnt, die allen Schmutz ins Meer führen, daher ist die Luft in der Stadt gut und gesund. Die Straßen sind in Fahr-, Reit- und Gehwege

geschieden. 12.000 große und kleine Brücken führen über die Canäle. Die über die Hauptcanäle errichteten haben so hohe Bögen, daß Mastschiffe, ohne anzustoßen, darunter wegfahren können. Außer der Stadt ist ein Entwässerungsgraben für das überflüssige Wasser angelegt. Der Hauptmarktplatz sind zehn, mit unzähligen Kaufhallen besetzt, jede Seite ist eine halbe (chinesische) Meile lang und breit und zwei bis vier Meilen liegen sie von einander entfernt. Die Hauptstraße ist 40 Schritte breit, parallel mit ihr läuft ein breiter Canal mit steinernen Warenhäusern. Jede Woche wird drei Tage Markt gehalten, der von 40 bis 50.000 Personen besucht ist. Besonders billig ist das Geflügel. Ein Paar Gänse oder zwei Paar Enten bekommt man um einen venetianischen Silbergrotschen, Fleisch, Gemüse, Obst, getrocknete Weintrauben, Fische aller Art und Gewürze gibt es im Ueberfluß. Die Stadt hat zahlreiche kalte und warme Bäder. Die Einheimischen baden täglich kalt. Die Zahl der Schulen, der geschicktesten Ärzte für jede Art von Krankheiten und der Astrologen ist groß. Die Märkte werden von einer strengen und umsichtigen Marktpolizei beaufsichtigt.

Unter den Handwerken sind zwölf vornehmer Art, jedes hat 1000 Werkstätten, wo 10, 15, 20 bis 40 Gesellen arbeiten. Reiche Handwerker arbeiten gar nicht, sondern stolzieren mit ihren Frauen in vornehmer Seidenkleidung daher (Fabrikanten). Die Bewohner sind im allgemeinen friedfertig, gefällig, gastfreundlich und ehrlich. (!) Am See sind Tempel und zahlreiche Landhäuser der reichen Bürger. Es gibt dort auch Gebäude, wo man für Geld Nahrung und Nachherberge bekommt. (Hotels!) Man pflegt namentlich nach der Hauptmahlzeit Vergnügungsfahrten auf dem See zu machen, dazu bekommt man Barken für 10, 15 bis 20 Personen zu mieten. Ueberhaupt herrscht unglaublicher Luxus in der Stadt und Umgebung. Die Straßen sind in der Mitte gekiest, an den Rändern mit Kiesel- und Backsteinen gepflastert und mit Kinnjalen versehen. Die Stadt besitzt eine zahlreiche Feuerwehr, die sich stets zum Löschen bereit halten muß. Ein Feuerwächter gibt von einem Thurme durch vier Schläge auf ein metallenes Becken das Feuerzeichen. Feuerwachen durchziehen in der Nacht die Stadt. Eine Sehenswürdigkeit ist der Palast des Janfur (so hieß der chinesische Kaiser), der früher hier seine Residenz hatte. Der Hafen von Quinsay war Gampu, jetzt versandet.

An diese Beschreibung schließt sich eine Reise an der Küste bis Zaitum. Auf dieser Strecke fand er in Fukian noch Menschenfresserei,

in Duclinfu, jetzt Kiningfu, Hühner, die statt mit Federn mit Haaren bedeckt waren, in Unguen Zuckerrohr. Dazu bemerkt er: „Die Leute gebrauchten den Zucker früher roh, erst unter dem Groß-Chane lehrten sie Leute aus Babylon (Bagdad), denselben mittelst der Nische gewisser Bäume raffinieren.“

Die Stadt Zaitum, der größte Hafen Südchinas, das jetzige Tjuentichufu, britisch Tschintschu, ist von einem wohl bebauten Lande umgeben, das viele Städte und Burgen hat. Die Stadt selbst hatte, wie alle großen chinesischen Städte, prächtige Wohnungen, Straßen und Plätze. Die Bewohner lebten zumeist vom Handel mit Indien, der auch der Regierung ungeheuere Hafenzölle eintrug. Diese machten 10% der Ware aus. Ein Schiff führte gewöhnlich 30% feine Ware, 44% Pfeffer, 40% Moë, Sandelholz u. a. Die Einwohner waren friedfertig und üppig in ihrer Lebensweise. „In dieser Gegend gedeihen auch die Bäume, aus denen der Kampher gewonnen wird.“

Zuletzt erwähnt er noch die Stadt Tingu (Tchingtschensu) im Kajuling- (Kadling) Gebirge. „Dasselbst werden Becher, Vasen, Schüsseln u. s. w. von Porzellan gefertigt. Dies geschieht, wie man mir erklärt hat, in folgender Weise: Die Leute sammeln eine gewisse Art Erde, die graben sie wie Erz aus den Gruben, schütten sie in große Haufen, so daß sie dem Winde, dem Regen und der Sonne ausgesetzt ist, wohl 30 bis 40 Jahre, während welcher Zeit man sie ungestört liegen läßt. So wird sie für die Verarbeitung zu oben genannten Gefäßen geläutert und gereinigt. Dann werden solche Farben, die man passend hält, darauf gebracht und die Ware im Ofen gebacken. Die Personen, welche die Erde graben lassen, sammeln für ihre Kinder und Kindeskinde. Eine große Masse dieser Ware wird in der Stadt verkauft und für einen venetianischen Groschen kann man acht Porzellanbecher kaufen.“

Hiermit schließt Marco Polo sein Buch über China und fügt nur noch hiezu: „Andere Städte hat Polo nicht besucht. Die Sprache der Chinesen hat viele Dialectunterschiede, die sich zu einander verhalten, wie die Mundarten Italiens.“ Auffallend ist es, daß er auf diesen Blättern von Bevölkerungszahlen, Steuersummen u. dgl. nichts sagt. Entweder hat ihn der Name Messer Millioni doch etwas gewirmt und er zog es vor, diese ohnedies nicht geglaubten Zahlen für sich zu behalten, oder eine spätere Redaction seines Reiseberichtes hat sie ausgemerzt. Gewußt hat er sie sicherlich.

Sein nächstes Buch (in der Ausgabe von Bürk das dritte) beginnt er mit der Beschreibung der chinesischen Kaufherrenschiffe. Sie bestanden aus Tannenholz, hatten ein Deck, darunter für 60 Kajüten Raum, ein gutes Steuer und vier Masten, von denen man bei einigen Schiffen zwei nach Bedarf aufrichten und niederlassen konnte. Andere Schiffe hatten außer den Kajüten noch bis zu 30 Verschlüge im Kielraum, die aus dicken ineinandergefüigten Planken bestanden und so gegen einen Leck geschützt waren. Die Schiffe selbst waren doppelplankig, innen und außen mit Werg kalkttert und die Planken mit eisernen Nägeln befestigt. Statt Pech nahm man eine Salbe aus ungemischtem Kalk, Del und Werg, die lange klebrig und zähe blieb und besser hielt als Pech. Die größten Schiffe faßten 300 Mann, andere 200 oder 150 und führten 5- bis 6000 Körbe Pfeffer. Interessant für den Geologen ist die Notiz, daß die Schiffe früher überhaupt größere Lasten führten, „da aber jetzt die Gewalt der See an mehreren Orten die Inseln zerrissen hat, besonders an einigen Haupthäfen, so fehlt es dafür an Wassertiefe; daher hat man kleinere gebaut.“ Sie wurden mit Rudern bewegt, deren jedes vier Mann zur Bedienung bedurfte. Die von der größeren Classe wurden von zwei bis drei großen Barken begleitet, die etwa 1000 Pfefferkörbe tragen konnten. (Diese Pfefferkörbe sind also ein chinesisches Raummaß, wie unsere Tonnen.) Zur Bedienung brauchten sie 60, 80 bis 100 Matrosen. Solche kleine Schiffe zogen auch die großen bei widrigem Winde. Die Schiffe führten auch kleine Bote mit sich zum Ankerwerfen, Fischen u. s. w. Wenn ein Schiff ein Jahr gefahren war, bekam es einen dritten Bretterverschlag in oben geschilderter Weise und so fort bis zur sechsten Lage. Aus diesen Angaben ist zu ersehen, wie weit die Chinesen dem damaligen Europa auch im Schiffbau voraus waren.

Nun kommt seine Beschreibung von Zipangu, auf welche so oft hingewiesen wird und die, aus dem Zusammenhange gerissen, zu so vielen Mißverständnissen Anlaß gab. Zum Theile ist er daran allerdings selbst schuld, denn er beginnt mit den Worten: „Zipangu ist eine Insel, ungefähr 1500 Meilen vom Festlande von Manji entfernt.“ Da er nie sagt, was er unter Miglia = Meile versteht, so bleibt es dem Leser überlassen, sich die Länge einer solchen Strecke selbst zurechtzulegen. Bei seinen Angaben über China ist es zweifellos, daß er damit chinesische Li à 555 Meter gemeint hat. Aber er wechselt die Bedeutung des Wortes mit dem Lande, das er erforscht und sucht

die fremden Ausdrücke mit diesem Worte zu übersetzen. Versteht man nun unter obigen Meilen geographische, oder was denselben nahe kommt, jüdeuropäische, so kommt dieses Zipangu beiläufig in der Gegend des heutigen Californien zu liegen und kann auf Amerika, ja Mexiko gedeutet werden, wie es denn auch häufig geschehen ist. Columbus, der diese Entfernungen in spanischen Meilen schätzte, blieb Zeit seines Lebens in dem Glauben, er habe mit Haïti oder Cuba dieses Zipangu entdeckt. Nimmt man aber diese Meilen für chinesische Li, so konnte diese Insel höchstens Japan sein. Marco Polo hat sie nun, wie sich gleich zeigen wird, nicht selbst besucht, sondern sich von ihr nur „erzählen“ lassen, sicherlich von Chinesen, und diese konnten ihm wohl keine anderen Meilen als chinesische angegeben haben. Der Name bedeutet denn auch im Chinesischen Japan. Hören wir ihn selbst: „Diese Insel ist sehr groß. (Er erfuhr also nicht, daß es mehrere sind.) Die Einwohner haben helle Gesichtsfarbe und sind wohl gebildet, gut geittet und vom Chane unabhängig. Gold ist im größten Ueberflusse vorhanden, seine Quellen sind unererschöpflich, aber der König erlaubt, nicht, es auszuführen; daher kommen wenig Schiffe dahin.“ (Wie mußte diese Notiz den goldgierigen Columbus und die kriegerischen, beutelüsternden Spanier reizen!) „Der Königspalast hat nach dem, was uns von denen, die Zutritt dahin haben, erzählt wurde, folgendes Aussehen: Das ganze Dach ist mit Gold plattiert, wie wir unsere Dächer mit Blei decken. Das Täfelwerk in den Sälen ist von demselben Metall, ebenso in vielen Zimmern. Kleine Tische sind von dickem, massivem Golde gearbeitet, selbst die Fenster haben goldene Verzierungen. Auch Perlen kommen in dem Lande in großer Menge vor, die rothfarbig, rund und sehr groß sind. Sie stehen den weißen an Wert gleich, ja noch höher als diese.“ Das Land war schon damals von Buddhisten und Sintos, den Befennern der einheimischen Religion bewohnt. Die ersteren pflegten ihre Todten zu verbrennen, die letzteren zu begraben. Beim Bestatten legte man dem Todten eine Perle in den Mund. Auch sonst gab es dort viele Edelsteine. Die Götzenbilder hatten Köpfe von Ochsen, Schweinen, Hunden, Ziegen; manche einen Kopf mit zwei Gesichtern, manche drei Gesichter, einige vier Arme, andere zehn, manche gar hundert. Die Gefangenen wurden geschlachtet und gegessen.

Wenn man diese Schilderung vor Augen hat, begreift man die phantastischen Erwartungen, die Columbus von den Ländern, die er

im Westen des atlantischen Oceans entdecken wollte, in Spanien erregte, begreift man sogar, wie er den Bekehrungseifer dieses Landes in sein Interesse ziehen konnte, wenn man eine so abscheuliche Götzendienerei in einem so geeigneten Lande abschaffen konnte. Ja, man kann getrost behaupten, daß nur die naiven Irrthümer, welche diese Schilderung hervorgebracht hat, zur Entdeckung Amerikas geführt haben.

Auf seiner Rückreise mit der Prinzessin Kogatün nach Persien hat er viele Inseln, Küsten und Häfen selbst gesehen und noch mehr erfragt, hier ist er daher wieder der verlässlichste Gewährsmann, nur sind diese Notizen dürftig. Die Reise gieng zunächst durch das Meer Tschin, das chinesische Meer, von dem ihm gesagt wurde, daß es 7440 große und kleine Inseln habe, die voll der köstlichsten Gewürze seien, aber für die meisten Schiffe zu entlegen, da sie für die Hin- und Rückfahrt ein ganzes Jahr brauchen. Sie müssen nämlich hiefür zweierlei Winde benötigen, einen, der den ganzen Winter nach der einen Seite weht, und einen, der den ganzen Sommer nach der entgegengesetzten Seite weht. In diesen Winden erkennt man leicht die Monjune, und wenn man das Meer Tschin auf Mikronesien ausdehnt, so trifft auch die Zahl der Inseln zu. Auf dieser Reise wurden berührt; Meerbusen und Insel Cheinan (Hainan), die Landschaft Ania (Annam), die Gold und Kupfer hatte, die Fahrt dahin dauerte zwei Monate, das Land Ziamba (Chochin China), die Insel Java maggiore (Borneo), die Inseln Sondur und Kondur mit dem Lande Lochak (Cambodja), Insel Pentan (Bientang) und das Königreich Malaiur (Siam). Java minor (Sumatra) war in sechs Königreiche getheilt. Nokueran (Nicobaren), Angaman (Andamanen) und Zeilan werden erwähnt.

Am längsten verweilt er in der „Provinz Maabar“. (Die Westküste von Dekhan, der vorderindischen Halbinsel.) Auch sie war damals den Mongolen unterthan. Marco Polo nennt sie „das adeligste und wichtigste Land der Welt“. Vier Könige regierten es.

Besonders hervorgehoben wird die Perlenfischerei in der Meerenge zwischen Zeilan (Ceylon) und Dekhan, wo das Wasser nicht über zwölf, oft nur zwei Faden tief ist. Die Einwohner giengen damals nackt, auch der König, waren aber mit Smaragden und Rubinen geziert. Pferde führten sie von Arabien ein, weil das Klima für Pferde nicht zuträglich sein soll. Erwähnt wird der noch heute nicht ganz

ausgerottete Brauch, daß die Witwe dem verstorbenen Gatten in den Tod folgen muß. Ihre Gottheit bildeten sie in Gestalt von Dachsen ab. Verbreitet waren die Weissagungen aus den Physiognomien und dem Vogelfluge und die Astrologie. Die Tagesstunden wurden nach Länge und Richtung des Manneschattens berechnet. Die Regenzeit beschränkt sich auf die Monate Juni, Juli und August. Im Lande wächst kein Wein, man trinkt Palmensaft. Die Einwohner sind in der Kindheit von lichter Hautfarbe, werden aber später schwarz. Zuletzt werden noch die Bajaderen und die Thomasschriften erwähnt. Die vielfach an den Küsten des indischen Oceans vorhandenen, dem heiligen Thomas geweihten Kirchen verzeichnet er mit Vergnügen. Bei Ceylon erzählt er die Wahlfahrten auf den Adamspfad zu der bekannten, bald dem Adam, bald dem Buddha zugeschriebenen Fußspur. Bei dieser Gelegenheit skizziert er das Leben Buddhas.

Zu mancherlei Märcen haben die von ihm so genannten „Inseln der Männer und Weiber“ Anlaß gegeben. Männer und Weiber sollten da ein vollständig getrenntes Regiment führen. Diese Märcen reducieren sich auf die Thatsache, daß in der Nähe der Indusmündung Inseln sich befinden, wo alles vom Fischfange lebt. Die Männer überlassen nun in der dem Fange günstigen Zeit die Versorgung des Hauswesens den Weibern und weilen fern von ihnen an solchen Stellen, wo sie die Fische erlangen können. Und dies dauert einige Monate im Jahre.

Offenbar während seines neun Monate langen Aufenthaltes in Persien ließ er sich von den Vätern erzählen, welche den persischen Kaufleuten bekannt waren. Dabei schlich sich allerdings bisweilen auch ein Märchen ein, das wir in „Tausend und eine Nacht“ wieder finden, z. B. von dem ungeheuren Vogel Rokh, oder von den indischen Diamantengruben, die so tief und steilwandig sind, daß kein Mensch hinab kann. Da wirft man Cadaver in die massenhaft auf dem Boden liegenden Diamanten hinab. Adler verzehren die Cadaver sammt den daran klebenden Diamanten und aus den Excrementen dieser Vögel sucht man sich dann die Edelsteine heraus. Aber er hat nicht viel dieser Märcen geglaubt oder die Wahrheit bald heraus bekommen.

So erfuhr er von der Insel Socotra und dem dort getriebenen Walfischfang mit Harpunen und von der Walratgewinnung aus dem Kopfe dieser Thiere, von der Insel Magastar, wohin schon der Groß-Chan Gesandte geschickt hatte, um Karikäten zu holen,

und Sanibar, und daß die Menge der Inseln des Indischen Meeres (wohl übertrieben) 12.700 betrage. Von Abascia, auch Abyssinia genannt, hörte er, daß es auch zweites oder Mittellindien heiße, sechs Könige habe, von denen drei Christen und drei Sarazenen seien. Die Christen seien kenntlich, weil sie drei Zeichen im Gesichte eingebrannt hätten, nämlich in die Stirne und die beiden Wangen. Die Juden aber hatten diese Zeichen in den Wangen allein. Die Christen seien vom hl. Thomas bekehrt worden. In Arabien kennt er eine Provinz Adem (Aden) und eine Stadt Escier, 40 Meilen östlich davon. Diese Länder haben Weihrauch und joviell Fische, daß man sogar das Vieh mit getrockneten Fischen fütterte.

Jedefalls in Persien sagte man ihm von der „Landtschaft, wo die Tartaren wohnen und da man nicht hin kommen kann vor Kälte und Eis“. Dort kommen Bären vor, weiß von Farbe und 20 Spannen lang, schwarze Füchje, „Rundes oder Zibelline“ (unjere Zobel) und die Faraonismäuse, d. i. Murmelthiere. Es ist eine weite Ebene, 14 Tagreisen breit, durch Flüsse ganz in Marschen gelegt, den größten Theil des Jahres gefroren und die wenigen Sommermonate Sumpf. Holzhäuser dienen als Tagesstationen und als Verkehrsmittel Hundeschlitten, die er als eine Curiosität beschreibt. Wir erkennen daraus leicht das westliche Sibirien, das damals in Europa noch unbekannt, den persischen Pelzhändlern aber sehr wohl bekannt war.

Die von ihm besonders genannten Länder der Finsternis, „wo nur Pelzthiere vorkommen und wo den größten Theil des Jahres die Sonne nicht scheint, sondern nur Dämmerung herrscht“, sind natürlich die Küsten des nördlichen Eismeeres.

Das Schlußcapitel des ganzen Reisetwerkes heißt: „Die Provinz Russia“. Sie wurde ihm beschrieben als ein Land, das neben Feldern ausgedehnte Wälder, Pelzthiere und Silberbergwerke habe.

Fassen wir nun den Wert dieses Reisetwerkes kurz zusammen, so liegt er in der Aufhellung des an Naturproducten und an Cultur unserem damaligen Europa so überlegenen Ostens. Die drei kühnen Venetianer haben dem überfüllten und verarmenden Westen unseres Continentes die Länder gezeigt, wo ihre Zeitgenossen neue Bethätigung ihrer Kraft, neue Quellen ihrer Erkenntnis und ihrer Lebensbedürfnisse finden konnten. Standen diese Zeitgenossen auch diesen für sie so

wunderbaren Mittheilungen anfangs verblüfft gegenüber, so trieb sie doch die materielle Noth bald, das Wagnis zu versuchen und diese Länder in den Kreis ihres Unternehmungsgeistes einzubeziehen. Drei Jahrhunderte hat Europa von den Früchten der Entdeckungen des 15. Jahrhunderts gezehrt und auch die Wissenschaften wurden von denselben reich befruchtet. Besonders erstarkten die Naturwissenschaften. Und heute, am Ende des 19. Jahrhunderts, stauen sich in Europa wieder die Kräfte und suchen ein Arbeitsgebiet. Und wieder ist es der Osten, nach dem unsere Eisenstraßen vordringen. Die Länder, auf die Marco Polo seine Zeitgenossen verwies, werden auch für uns wieder Länder der Verheißung, und es ist nur zeitgemäß, sich wieder des Mannes dankbar zu erinnern, der mit Recht der Prophet der Neuzeit genannt werden könnte. Wir haben in unserer Kunst die Japaner würdigen und nachahmen gelernt, wir werden gut thun, uns bei den so oft verspotteten Chinesen umzusehen, ob wir dort nicht auch noch manches zu lernen finden. Vielleicht bewahrheitet sich wieder, wie schon so oft: Ex oriente lux!

Kleine Mittheilungen.

† **Ludwig Purtscheller.** Am 3. März d. J. erlag in Bern der bedeutendste deutsche Alpinist L. Purtscheller im schönsten Mannesalter einer Lungenentzündung. Ein gebürtiger Tiroler, er war am 6. October 1849 zu Innsbruck geboren, treffen wir ihn im Jahre 1865 als Angestellten der Bleiberger Union in Willach. Im Jahre 1872 legte er in Graz die Turnlehrerprüfung ab, wurde dann als Turnlehrer in Klagenfurt angestellt, aber bereits 1874 in gleicher Eigenschaft nach Salzburg überetzt.

Seine erste größere Bergbesteigung war jene des Obir. Dieser folgten zahlreiche andere, hat er doch im Laufe der Jahre über 40 Hochgipfel der Alpen erstiegen, deren Höhe über 4000 m beträgt. Theils allein, theils mit H. Heß, den Brüdern Zsigmondy, Schulz, J. Reichl u. a. führte er die schwierigsten Touren aus und zeigte sich namentlich in Entwurf und Durchführung dieser als unübertroffenen Meister. Purtscheller war selbst außerordentlich belesen und hat zahlreiche Abhandlungen touristischen Inhaltes geschrieben; darunter als bedeutendste das im Vereine mit seinem Freunde H. Heß herausgegebene Werk: „Der Hochtourist in den Ostalpen“.

Durch und durch Idealist, war Purtscheller auch persönlich eine außerordentlich liebenswürdige und bescheidene Persönlichkeit, jeden, der mit ihm persönlich zu verkehren das Glück hatte, wußte er dauernd an sich zu fesseln, und ist es außerordentlich beklagenswert, daß sein früher Tod seiner Wirksamkeit ein so unermuthetes jähes Ende gesetzt hat. R. i. P.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Carinthia II](#)

Jahr/Year: 1900

Band/Volume: [90](#)

Autor(en)/Author(s): Braunmüller Johann

Artikel/Article: [Zur Erinnerung an Marco Polos Reisewerk- Entstanden von 1298 auf 1299. Vortrag von Johann Braunmüller- Schluß 46-70](#)